

Eine ernste Geschichte vom Brot

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine ernste Geschichte vom Brot.

Andreas war ein Kleinbauer. Er stand am Rande seines Ackers. Dieser lag schön braun, frisch gepflügt und gehackt an der Sonne. Auf einem Wagen lagen zwei Säcke mit Saatweizen. Nun, Weizen, säe ich dich, sagte Andreas. Das Wachsen überlasse ich Dir und Gott. Er schob den Hut aus der Stirne. Darauf standen tiefe Furchen. Dieser Mann hatte Sorgen, Geldsorgen. Und die Frau war schwächlich. Nun, Weizen, mußt du aus der Not helfen. So redete er. Die Steuer muß bezahlt werden. Auch der Zins. Die Frau hat Schuhe nötig. Für die Haushaltung braucht es Geld. Auch für die Kinder.

Mit langsamen, gemessenen Schritten ging er über das Ackerfeld. Er warf die Körner in regelmäßigen Bogen darüber hin. Sie fielen in schöner Ordnung in die lockere braune Erde. Dann zogen die beiden kleinen Rühr die Egge darüber. Die Weizenkörner wurden zugedeckt und schliefen in der Erde wie Kinder in einem Bettlein.

Nun, Gott, hier hilf. So sprach Andreas. Es war wie ein Gebet.

Herbsttage kamen. Die Sonne schien müde. Regen rann. Krähen flogen schwer über den Acker. Wolken schlichen an den Hügeln hin. Auf einmal schien die Sonne wieder. Blau war der Himmel. Die Wolken waren verschwunden. Der Acker sog die Sonnenstrahlen dankbar ein. Dünste stiegen in die warme Luft. Am andern Tag sproßte die junge Saat.

Andreas ging wieder zum Weizenfeld hin. Er war bekümmert. Das junge Schwein war tot. Zu Weihnachten konnte keines geschlachtet werden. Woher dann Fleisch und Fett nehmen? Er kam zum Rand des Ackers. Die jungen Weizenpflänzchen keimten und sproßten schön gleichmäßig. Des Mannes Augen blickten heller. Vielleicht geht es doch, wenn der Weizen gut gerät. So denkt er.

Die junge Saat wuchs heran. Bald war das Feld über und über grün.

Nach und nach ging der Herbst zu Ende. Die Sonne schien nur kurze Zeit. In der Nacht froh der Weizen blaugrau. Morgens trug er kleine Eiskörnchen. Dann kam eine strenge Kälte. Der Boden steinhart gefroren. Busch und Gras trugen eine Reifschicht. Der Wind pffiff über den Acker. Der junge Weizen froh erbärmlich.

In der Dämmerung kam Andreas mit ei-

nem Bündel Holz aus dem Walde her zu seinem Weizenfeld. Sein Gesicht war eingefallen. Sein Blick trüb und traurig. Die Frau krank und keine Arbeit! Die Kinder hungerten und froren. Ein Elend ist das Leben, so dachte er.

Dann kam eine milde Nacht. Schneeflocken fielen und bedeckten die Erde. Die Weizenpflänzchen duckten sich unter die warme Schneedecke.

Langsam verging der Winter, sehr langsam. Die Tage wurden länger. Die Sonne schien heller. Sie schickte ein warmes Licht über die Erde. Die Schneeflächen schrumpften zusammen. Laue Winde wehten über das Land. Warme Regenschauer wuschen den Frost von den jungen Pflänzchen. Lerchen stiegen in die Luft. Der Frühling war da.

Eines Nachmittags irrte Andreas wieder zum Weizenfeld. Er war noch magerer geworden. Er war auch schlecht gelaunt. Er sagte: Die eine Kuh, die „Nelke“, habe ich verkaufen müssen. Arzt und Apotheker mußten bezahlt sein. Noch ist „Knospe“ da. Aber mit einer Kuh allein kann ich nicht fuhrwerken. Meine Seele ist krank. So klagte er.

Nun war es Frühling. Der Weizen stand schön. Man mußte staunen, wie schnell er wuchs. Viele Menschen kamen auf die Felder heraus. Rühr brüllten. Pflüge knarrten. Der große Kampf um Arbeit und Leben begann aufs neue.

Andreas kam lange nicht zu seinem Weizenfeld. Endlich war er da, aber nicht allein. Ein kleiner magerer Herr in städtischer Kleidung, mit einem runden, schwarzen Hut auf dem Kopf, stand bei ihm. Sie traten hinzu, griffen in die Halme. Ja, dieser Weizen ist dünn und mager, sagte der Herr mit saurer Miene. Andreas konnte dieses Urteil fast nicht anhören. Bitte, Herr Mendi, das können Sie nicht sagen. Dieser Weizen steht schön. Bitte, Herr, helfen Sie mir. Mir geht es sehr schlecht. Die Frau gestorben und noch kein Sarg. Arme magere, kleine Frau.

Der Herr antwortete: Nun, ich will nicht hartherzig sein, aber der Weizen ist nicht viel wert. Ich will ihn abkaufen, zwei Zentner können Sie als Saatgut behalten. Ein Schriftstück wurde hervorgenommen. Andreas mußte unterschreiben. Die ganze Ernte außer dem Saatweizen mußte Herrn Mendi abgeliefert werden.

Dann wandten sich die beiden Männer weg

und schritten stumm dem Dorfe zu. Andreas wendete den Kopf nicht um.

Von diesem Tag an schien der Weizenacker die Freude verloren zu haben. Die Aehren neigten sich kummervoll, als ob sie trauerten.

Auf vielen Aekern wurde der Weizen schon geschnitten. Eines Morgens kam auch Andreas mit einer Sense auf der Schulter. Die Augen standen tief und schwarz in seinem mageren Gesicht. Er war allein. Die beiden Kinder waren bei Bauersleuten untergebracht. Seine Sense schnitt den Weizen nieder. Schwer und voll legten sich die Walmen hin. Die Sonne schien hell und schön. Ringsum freute sich Alt und Jung. Andreas allein war still und voll Kummer. Am andern Abend war er mit seiner Arbeit fertig. Das reiche, wogende Aehrenfeld war zu einem Stoppelfeld geworden. In der Mitte standen in einer Reihe die Garben.

Im Hof des Herrn Mendi drosch die Maschine das Getreide. Schön, großförmig war der Weizen von Andreas Acker. So, als ob die Engel ihn gesiebt hätten. Neunzehn Zentner zeigte die Wage. Das ältere Mädchen kam mit einer Bahre, um die zwei Zentner Saatweizen heimzuführen. Der andere kam in das Lager des Herrn Mendi.

Die Mädchen begaben sich zu ihrer alten Hütte hinter dem Dorf. Wagenschuppen und Stall waren leer. In einer Ecke der kahlen Küche wurde der Saatweizen ausgeleert. Ganz traurig lag das kleine Häuflein da. Andreas und die Mädchen gingen auf die Arbeit. Das letzte Geld wurde genommen. Ein Elend ist das Leben, sagte der Vater. Die beiden Mädchen schwiegen still. Es war Herbst geworden. Der Weizen wurde nicht ausgesät. Er wurde wieder zu Herrn Mendi geführt und ihm verkauft. Ich gehe in die Stadt. So sagte Andreas zu den Kindern. Ihr geht zu der Tante. Er gab ihnen den Rest des Geldes. Ein Stück vom Haus weg sahen sie sich um. Der Vater stand noch unter der Haustüre und schaute ihnen nach.

Der Weizen im Lager von Herrn Mendi wurde zu Mehl gemahlen und verkauft. Daraus wurde Brot gebacken. Auch die letzten Weizenkörner gaben Mehl und daraus wurde Brot. In eine Wirtschaft in einem Außenquartier der Stadt wurde dieses Brot hingetragen. Bis jetzt hatte Andreas kein Brot von seinem selbst gepflanzten Weizen gegessen. Nun lag der letzte Rest auf einem Teller in der Wirtschaft. Zwei Männer traten herein. Sie

verlangten zu trinken. Der eine war Andreas. Sie leerten die Gläser rasch. Andreas verlangte Brot. Da wurde ihm das Brot auf den Tisch gegeben. Andreas bezahlte es und aß. Schon lange hatte er kein Brot mehr gehabt. Es schmeckte ihm gut. Tränen fielen aus seinen Augen. Er dachte an sein Weizenfeld, an den Sonnenschein, an die Vögel, die über das Feld hinslogen. Auf einmal stand er auf. Er aß den letzten Bissen Brot. Er stützte sich schwer auf den Tisch und sagte zu seinem Kameraden: Ich trinke nicht mehr. Ich habe zwei Kinder, einen Acker und ein Haus. Ich gehe nach Hause.

Dann ging er zur Türe und trat in die milde Herbstnacht hinaus.

Aus dem Ungarischen, nach dem „Kleinen Bund“.

Fürsorge

Pro Infirmis.

Wieder kehrt der Zeitpunkt ein, da Pro Infirmis ihre Werbung in der ganzen Schweiz beginnt. Fünf schöne Künstlerarten sollen den irgendwie verkürzten Menschenkindern Geldmittel einbringen. Die Zentralstelle Pro Infirmis stellte der Gehörlosen-Zeitung zwei Altschee zur Verfügung. Das eine „Die Landarbeiterin“ weist uns auf die Schönheit des Ge-



Die Landarbeiterin.